

26]

## Ein Mann.

Von Camille Lemonnier.

Sie verließen die Landstraße und fuhren jetzt querfeld-ein. Den Weg umsäumte eine Allee von schlanken, den Boden mit dunklen Schattentreifen sprenkelnden Bappeln. Weithin erstreckten sich Felder in schwach irisierenden Schimmern, die am Horizont in schillernden Nebeln verschwammen. Als sie den Wald verließen, schlug ihnen der heiße Atem der Fluren wie Hochofengluten entgegen. Das Pferdegeschirr roch nach erwärmtem Laß, und dazu kam der süßliche, fade Duft der Getreidefelder. Mit monotonem Gesumme schwirrten kleine Fliegen in den Lüften, bis Germaine allmählich ihre Sinne schwinden fühlte und in eine dumpfe Betäubung versank, als läge sie in den Armen der Liebe. Ueber den Dörfern, die sie passierten, brütete eine schläfrige Sonntagsträgheit.

Der Meierhof des wackeren Hayot zeichnete sich durch seinen äußeren Anstrich von Wohlhabenheit aus. Das Gehöft bestand aus einer straßenseitigen Scheune, einem die Stallungen beherbergenden Gebäude und dem Wohnhause; alle diese umschlossen im Viereck den Hof, in dessen Mitte der Düngerhaufen lag. Den uralten Obstgarten umfriedete eine Hecke, die sich parallel mit der Straße hinzog. Ein riesiger Nußbaum breitete oberhalb der Eingangstür seine mächtigen Zweige aus.

Der Wagen fuhr mit einer Schwenkung in den Hof ein und hielt vor dem Wohnhause. Unter den Füßen des Pferdes stoben in wilder Flucht Gühner, Perlhühner und wackelnde Enten auseinander, und das Keirischen der Räder vermischte sich mit ihrem angstvollen, lärmenden Gegaack. Bestürzt schreckten die Truthühner ihre langen Hälse vor. Und zur Erhöhung der allgemeinen Verwirrung begann ein Hofsund wie närrisch zu klaffen.

Nun zeigte sich eine Magd.

„Wo ist der Herr?“ rief Mathieu.

Er mußte seine Frage zweimal wiederholen: das verblüfft gaffende Mädchen machte mit seinem aufgerissenen Munde den Eindruck einer des Anblicks fremder Gesichter vollkommen ungewohnten Person. Erst langsam schien sie sich zu fassen.

„Ich werde — nachsehen —, ob — er — zu — Hause — ist,“ sprach sie gedehnt.

Ueberrascht blickte Germaine auf ihren Bruder: Hayot erwartete sie nicht? Das Haus blieb stumm. Ein wenig von der Schlummertrunkenheit des Geländes schien auch über dem Schweigen des Vorplatzes zu liegen. Unschlüssig warteten die beiden im Wagen und getrauten sich nicht abzutreten; das Pferdchen, das den Stallduft witterte, scharfte ungeduldig mit den Hufen.

Nun begann die Treppe zu knarren. Von oben kam jemand mit schweren Schritten herab, manches Mal stehbleibend und hüstend. Und plötzlich erschien in dem hellen Ausschnitt der Tür Hayot, verlegen lächelnd.

„Ah! sieh da!“ rief er, „Mamselle Germaine und ihr Bruder! Das ist eine glänzende Idee von Ihnen, daß Sie kommen!“

Er war in Hemdärmeln, der Kopf zerzaust, die Füße in Strümpfen. Nun erinnerte er sich erst, daß er sie eingeladen hatte, allein, er hatte dies bloß aus Höflichkeit getan, ohne im Ernst daran zu denken, daß sie tatsächlich kommen würden.

Mechanisch seine Hofenträger befestigend, wiederholte er unter unablässigem Kopfnicken seine Phrase:

„Eine glänzende Idee! Wirklich!“

Mathieu fand es für notwendig, ebenfalls ein Wörtchen zu reden:

„So eine Hitze!“

„Großartig! Famos! Da wird heuer das Korn gut geraten!“

Allmählich begann Hayot seine Fassung wieder zu erlangen. Hatte Gulotte ihn nicht ungemein gastlich aufgenommen? Nun müsse man trachten, seine Kinder gebührend zu empfangen. Er begann ganz unvermittelt zu lachen, und, sich in den eigenen Worten verwirrend, allerlei

sinnloses Zeug, das mit seinen tatsächlichen Gedanken in keinerlei Zusammenhang stand, durcheinanderzuschwähen. Und da sie noch immer nicht abgestiegen waren, wurde er energisch:

„Aber, so kommen Sie doch 'mal herab! Ich werd' die Mutter verständigen, daß Sie da sind!“

„Oh! bitte sich nicht zu bemühen,“ versetzte Germaine kühl, „sobald wir auch nur im geringsten stören . . .“

Unmutig schürzte sie die Lippen und wandte sich zu ihrem Bruder, wie um ihm zu befehlen, wegzufahren. Mathieu, ein gutmütiger Bursche, zögerte noch. Da ergriff Hayot in plötzlichem Eifer die Zügel des Pferdes.

„Ah! nicht doch! Was fällt denn Ihnen ein! Sie müssen bleiben! Donnerwetter noch einmal!“

Und hurtig löste er die Stränge. Fragend sah Mathieu auf seine Schwester. Diese zuckte unmerklich die Achseln und erhob sich von ihrem Sitz.

„Ge! Hubert! Donat!“ schrie Hayot, „kommt, helft doch dem Fräulein Gulotte beim Absteigen!“

Aber die war schon heruntergesprungen. Da niemand antwortete, tat Hayot sehr erzürnt.

„Ach, diese Zungen, Fräulein Germaine! Immer nach allen vier Winden verstreut!“

Mathieu hob den Wagen in den Schuppen. Der kleine Ardenner fühlte sich nicht sobald befreit, als er sich einem Haufen Alee zuwandte und die grünen Blätter gierig zu zermalmern begann. Die Pferde im Stalle reckten die Hälse vor und staunten den Eindringling verwundert an.

Hayot faßte das Pferd beim Gebiß, band es, die anderen vorgestreckten Kruppen zum Zurückweichen nötigend, an einen Galster und schüttete ein ganzes Sieb mit Hafer in seine Krippe.

„Erst die Tiere und dann die Menschen,“ bemerkte er lächelnd zu Germaine.

Und jetzt hob er seine Gäste energisch ins Haus. Er bot ihnen Bier, Wein, Kaffee an, was sie wollten. Sie nahmen endlich ein wenig Himbeersirup in Wasser an. Eigenhändig brachte er ihnen diese Erfrischung und ließ sie dann unter dem Vorwande, seine Schuhe anzuziehen, allein.

Das Zimmer präsentierte sich höchst einfach und ohne eine Spur von Geschmack. Es war der Einrichtung leicht anzusehen, daß nur eine greise Frauenhand an sie rührte. Längs der Wände standen in starrer Reihe zwölf Stühle mit strohgeflochtenem Sitz; die vergilbte, in den Ecken von Feuchtigkeit entfärbte Tapete zeigte zahlreiche Risse und Schrunden in der Höhe der Rückenlehnen. Der Ofenschirm, den eine Malerei — ein Eisbär, der einen Jäger anspringt — schmückte, ruhte auf einem Palisanderholzgestell; ein Spiegel in Goldrahmen, eine Standuhr aus bronziertem Zink, und zwei Riesenmuscheln mit roten Schalen zierten den Kamin aus imitiertem Marmor. Ein Tisch, mit Wachsleinwand überspannt, ein Wäscheschrank aus braun gestrichenem Eichenholz, ein Mahagonibüfett mit einigen Silbergeräten vervollständigten die Einrichtung.

Die Hände auf die Knie gestützt, ließen sie ihre Blicke über Ofenschirm, Spiegel, Muscheln und Büfett gleiten, ohne ein Wort zu reden. Im Hause herrschte dasselbe Schweigen wie früher. Doch plötzlich vernahmen sie auf der Treppe eine geräuschvolle Unterredung, bei der sie die Stimme des Pächters unterschieden, dem eine andere verdrossen antwortete. Das währte so eine geraume Weile, dann kam Hayot herab.

Er trug ein blaugrau gestreiftes, von Stärke starrendes Leinenwams mit deutlichen Plättspuren auf Ärmeln und Rücken. Er trat mit vergnügter Miene und händereibend auf sie zu und sagte:

„Die Jungen sind bei den Machards. Ich habe sie holen lassen. Kennen Sie die Familie Machard?“

„Wenn Hörensagen, ohne sie persönlich zu kennen.“

Er zwinkerte ein wenig mit den Augen, als er fortfuhr: „Sie müssen nämlich wissen, die Machards sind sehr feine Leute. Sogar Klavier spielt ihre Tochter Josephine. Und mein Zweiter, der Donat, hat sich ihr sehr angefreundet. Ein schönes Mädchen! Ihr Genre, Fräulein Germaine! Und vielleicht gibt's zu Weihnachten eine Ueberraschung!“

Aber er habe ja drei Söhne. Die beiden anderen hatten noch niemanden für ihren Geschick gefunden. Und artig schloß er:

„Sie kennen eben Sie noch nicht, Fräulein Germaine.“

Er bot ihnen an, ihnen seine Stallungen zu zeigen. Die schwarze Kuh, die er von ihrem Vater gekauft, sei wohlbehalten angekommen. Immerhin — wenn er nochmals zu wählen hätte, so würde er sie ein zweites Mal nicht kaufen. Aber schließlich — was geschehen ist, ist geschehen. So sprechend, geleitete er sie zuerst in den Pferde-, dann in den Rinderstall. Auf der Schwelle klopfte er Mathieu gemächlich auf die Achsel:

„Was sagst du zu meinen Säulen, Junge?“

Er besaß ihrer fünf, mit braunem, seidig schimmerndem Haar. Mathieu schritt von Pferd zu Pferd, klopfte ihnen auf den Bauch und tätschelte ihre Häuse, während Hayot ihn mit seinen zudringlichen Ausrufen verfolgte: „Ach! Ach! Der gleichen gibt's nirgend sonst! Nicht wahr?“

Als sie herausstraten, trabten schwere Tritte über den Hof, und Germaine sah die drei Söhne des Pächters auf sie zukommen.

„So beeilt Euch doch!“ schrie ihnen Hayot zu. „Fräulein Gulotte ist hier.“

Und er stellte sie vor.

„Hier Hubert, mein Aeltester.“

Unwillkürlich zuckte sie zusammen. Auch Cachaprés hieß Hubert. Und sie sah ihn neugierig an, von dieser Uebereinstimmung eigentümlich berührt.

„Das ist Donat, mein Zweiter. Und der Kleine ist der Dritte.“

(Fortsetzung folgt.)

## Künstlerische Veranstaltungen der Berliner Arbeiterschaft.

Saison. Der Vorhang hebt sich über einem Bild von verwirrender Fülle, von Eindrücken, die sich jagend einander ablösen; von einer Buntheit, die es beinahe unmöglich macht, den ganz entgegengesetzten scheinenden Einzelheiten irgendeinen gemeinsamen Sinn zu unterlegen. Der Vordergrund dieses Bildes ist angefüllt von einer Masse agierender Gestalten, die auf dem Theater, in der Wilberausstellung, im Konzertsaal, neuerdings auch im Kientopp, als die allein handelnden Personen betrachtet sein wollen. Nur mit Mühe gelingt es aber, die Drähte zu verfolgen, an denen diese Puppen hängen, Drähte, die, unzerreißbar stark, von unserer Wirtschaftsordnung gesponnen sind und gezogen werden von den eigentlichen Machern unserer Zeit, von den Kunst-Fabrikanten und -Händlern.

Im Musikbetriebe stellt sich diese Erscheinung in völliger Nacktheit dar. Die paar tausend Konzerte, die ein Berliner Winter an sich vorbeitosen hört, haben mit Kunst viel weniger zu tun als mit dem möglichst günstigen Jahresabschluß der Musikgeschäfte, zu denen nicht allein die Konzertagenten, sondern auch die Musikverleger, die Klavierfabrikanten, die Saalbesitzer, die Garderobepächter zu rechnen sind. Die Künstler bedeuten auf diesem Markte nichts anderes als auf dem Industriemarkte die Besitzer der Ware Arbeitskraft, als die Proletariat. Dieses verwirrende Chaos kann leider dazu führen, den Wirtschaftsbetrieb mit dem Produkt selbst zu verwechseln, kann dazu führen, für diese Zustände die Kunst selbst verantwortlich zu machen und ihre Existenzberechtigung zu leugnen. Dieser unfruchtbare Pessimismus lähmt sich selbst ad absurdum, denn mit dem gleichen Rechte müßte jede andere Produktion auf dem Warenmarkte als schädlich abgewiesen werden.

Schon regen sich die Kräfte, die bestimmt sind, die bisherige Alleinherrschaft des Kapitalismus auf kunst-politischem Gebiete zu vernichten. Die Tendenzen, die die Arbeiterschaft auf jedem anderen Gebiete verfolgt, beginnen auch in der Kunst fruchtbar zu werden. Längst haben Theater-Fachleute zugegeben, daß die Idee der Volksbühnen einzig und allein geeignet ist, einen nur von künstlerischen Gesichtspunkten geleiteten Theaterbetrieb zu ermöglichen. In der Musik mehrten sich die Anzeichen, die darauf hindeuten, daß die Arbeiterschaft als Klasse allein in der Lage ist, der Korruption des Kapitalismus Trost zu bieten. Noch sind die musikalisch-künstlerischen Veranstaltungen, die von der Arbeiterschaft ausgehen, im allgemeinen Kunstleben fast ohne Beachtung geblieben. Noch werden sie mit den von bürgerlichen Wohlthätigkeitsvereinen für billiges Geld veranstalteten Unterhaltungsabenden in einen Topf geworfen. Aber unbekümmert um die heute noch herrschende öffentliche künstlerische Meinung nehmen die von der Arbeiterschaft ausgehenden und für die Arbeiterschaft bestimmten Veranstaltungen ihren Fortgang. Noch sind sie nicht so erstarkt, daß sie einen nennenswerten Einfluß auf die Produktion unserer Zeit auszuüben vermögen. Aber auch diese Stufe wird erreicht werden.

Mit Notwendigkeit wird die Zeit kommen, in der die Kunst die reichen Ideale der vom Proletariat verfolgten Weltanschauung darstellen wird. Der Weg zu dieser Stufe führt an den Konzerten, Kunstabenden und Feiern hin, die heute schon die Arbeiterschaft mit dem tiefen Ernst, mit dem sie alles anpackt, für sich inszeniert. Die bürgerlichen Veranstaltungen sind in ihrem Programm an Konzessionen an das Publikum gezwungen, um glücken zu können, an dieses Publikum, das den großen Namen nachläßt, das im Konzertsaal die eigene Gedankenlosigkeit wiederfinden will in Werken, die von Gefühlsbuselei erfüllt sind oder gar dem Amüsierbedürfnis entspringen; oberstes Gesetz jeder dem Bildungstrieb des modernen Arbeiters entspringenden künstlerischen Feier ist aber: absolute Wahrhaftigkeit und ernste Gesinnung. Nicht immer ist es aus äußeren Gründen vorläufig noch möglich, diese Tendenzen ganz rein zum Ausdruck zu bringen. Doch steigt von Jahr zu Jahr das Niveau mit sichtbarer Schnelligkeit. Im kommenden Winter wird die Berliner Arbeiterschaft schon ein Musikleben entfalten, das durch die prinzipielle künstlerische Treue wie eine Oase in der Wüste des Geschäftsmusikantentums anmutet.

Der Berliner Volkschor, das Kartell der beiden freien Volksbühnen, die von dem Bezirksbildungsausschuß beratenen Partei- und Gewerkschaftsorganisationen, die vielen Männerchöre des Arbeiter-Sängerbundes, der Verein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse veranstalten für ihre Mitglieder Konzertaufführungen, die von dem Gedanken getragen sind, die bedeutendsten künstlerischen Werte in einer so gut als möglich erreichbaren Ausführung ihrer Mitglieder zugänglich zu machen. Viele bedeutende Künstler, die nur widerwillig das unentrichtbare Joch des Kunstkapitalismus tragen, haben das sichere Empfinden, daß sich hier ein Weg öffnet, der ihnen die von Geschäftsinteressen freie künstlerische Betätigung ermöglicht. Viele von ihnen erklären sich mit großer Freude bereit, in den Veranstaltungen der Arbeiterschaft zu wirken. So kommt es, daß der nächste Winter Arbeiterkonzerte bringen wird, die dank ihrer künstlerischen Gesinnung hoch dastehen werden.

Die Volksbühnen planen drei große Aufführungen in der „Neuen Welt“, die unter Leitung von Oskar Fried stattfinden werden. Die erste dieser Aufführungen bringt nur große Orchester- und Chorwerke zeitgenössischer Tonmeister: R. Strauß, Gustav Mahler und das grandiose „Erdtelied“ von Dehmel-Fried, das schon bei dem Festkonzert für den letzten Preussentag einen so gewaltigen Eindruck hinterließ. Eine Beethovenfeier mit der Neunten Symphonie und Bachs Matthäus-Passion (beide von dem jetzt 500 Sänger zählenden Berliner Volkschor ausgeführt) folgen. Außer diesen, wohl die Spitze der Arbeiterkonzerte bildenden Aufführungen finden sechs Kammermusiklängere in geeigneten Konzertsälen und 25 Sinfoniekonzerte im Blüthneraal statt. Der Berliner Volkschor führt in seinen eigenen Konzerten auch die obengenannten Werke und außerdem auch Haydns Oratorium „Die Schöpfung“ auf. Durch die Verkettung des Chores mit dem Arbeiter-Sängerbund auf der einen und den beiden Volksbühnen auf der anderen Seite ist der Volkschor zu einem der wichtigsten Bestandteile im Musikleben der Berliner Arbeiterschaft geworden. Die Feier seines zehnjährigen Bestehens kann er nach Ueberwindung mannigfacher Schwierigkeiten in diesem Jahre „stolz als wie ein Held zum Siegen“ begehen.

Der Bezirksbildungsausschuß hat einen Leitfaden herausgegeben, der unter anderem den Organisationen 125 künstlerisch durchdachte Programme empfiehlt, die lediglich nach den hier schon gestreiften Gesichtspunkten zusammengestellt sind, und die den innerhalb der Gesamtpartei vom Zentral-Bildungsausschuß vertretenen und seit seinem Bestehen propagierten Prinzipien folgen. Die Organisationen machen fleißig Gebrauch von diesen Vorschlägen, und es ist zu hoffen, daß mit dieser Institution die der aufstrebenden Arbeiterklasse unwürdigen auf dem Niveau des Ringelantels stehenden Veranstaltungen aufgeföhrt haben. Der Verein für Frauen und Mädchen der Arbeiterklasse setzt die von ihm eingerichteten Konzerte im Blüthneraal fort und verspricht seinen Mitgliedern im kommenden Konzertjahre eine Bachauf-führung (mit Orgel), einen Beethovenabend (Streichquartette und Gesang) und ein modernes Orchesterkonzert (mit dem Blüthner-Orchester).

Die Konzerte der Männerchöre des Arbeiter-Sängerbundes müssen getrennt behandelt werden. Der Männergesang hat sich zuerst auf bürgerlichem Kulturboden entwickelt. Seine Pfleگیätte ist die Liedertafel. Für das Proletariat hat aber der Männergesang ganz andere Aufgaben als dort zu erfüllen. Leider ist die Erkenntnis grundsätzlicher Verschiedenheit bürgerlichen und proletarischen Chorgesanges in künstlerischer Beziehung noch nicht weit vorgedrungen. Die meisten Chöre bevorzugen in ihren Programmen (mit Ausnahme der künstlerisch nicht immer einwandfreien Tendenzchöre) Werke, die als zugkräftige Nummern für die bürgerlichen Chorvereinigungen entstanden sind. Von der nur durch Arbeiterchöre erreichbaren Wirkung gewaltiger Massen, die in fast dekorativer Form Verwendung neben einem Riesenorchester finden (wie etwa im Friedrichen „Erdtelied“), ist heute weder bei unseren Komponisten, noch bei den Aufführenden jemals die Rede. Noch herrscht oft ein enger Partikularismus, der nur die Interessen des eigenen Vereins kennt. Für die künstlerischen Berater der Gausvorstände — wenn solche überhaupt vorhanden sind — bleibt

da noch eine gewaltige Arbeit zu leisten. Doch zeigen die immer mehr sich durchziehenden Verschmelzungen kleiner Vereine zu einheitlichen Verbänden, daß es auch da rüstig vorwärtsgeht. Wir übersehen das ganze große Feld und fühlen, daß hier die Ansätze zu einer Kunstübung sich zeigen, die den vergiftenden Einfluß des Kapitalismus überwunden hat.

## Die Ruinenstadt Angkor.

Von Pierre Loti.

In Zeiten, die nicht mehr genau zu bezeichnen sind, war das nun schon Jahrhunderte lang völlig begrabene Angkor (in Kambodscha, Hinterindien) eine der Herrlichkeiten der Welt. So wie der Nil allein durch seinen Schlammsaum in seinem Tal eine prächtige Kultur erblicken ließ, schuf hier der Mekong, dessen Gewässer sich alljährlich ausbreiteten, den Reichtum, und so entstand das prunkvolle Reich der Khmers. In der Zeit Alexanders von Mazedonien ließ sich ein aus Indien eingewanderter Volk an den Ufern des Mekong nieder, nachdem es die furchtsamen Eingeborenen, Menschen mit kleinen Augen, Schlangenanbeter, unterjocht hatte. Die Eroberer führten die Götter der Brahmanenlehre ein, die schönen Legenden des Ramayana, und wie ihr Reichtum auf diesem fruchtbaren Boden wuchs, so erhoben sich schnell überall riesenhafte Tempel, in die Tausende von Figuren hineingemeißelt waren.

Später — einige Jahrhunderte später, man weiß es nicht genau, denn das Dasein dieses Volkes ist in der Erinnerung der Menschen fast ausgelöscht — sahen Angkors mächtige Herrscher aus dem Westen Missionare in gelben Gewändern nahen. Man war hier auf das Höchste über die Träger der neuen Erkenntnis verwundert: Buddha kam, um Indien aufzuklären, und seine Abgesandten verbreiteten sich bis zu den äußersten Punkten Afriens, um hier eine Lehre des Mitleids und der Liebe zu predigen, wie sie auch von den Jüngern Christi kurze Zeit vorher in Europa verkündet worden war. Die spröden Tempel Brahmas wandelten sich in buddhistische Weihestätten, die Bildnisse auf den Altären veränderten die Haltung und senkten die Blicke mit sanfterem Lächeln. Wie es scheint, erreichte Angkor unter dem Buddhismus seinen höchsten Glanz. Aber keine Uebersetzung erzählt die Geschichte seines schnellen und geheimnisvollen Verfalls. Der Wald, der es überwucherte, hütet das Geheimnis. Das kleine Kambodscha, das heute noch besteht und den verworrenen Ritzen bewahrt, ist nur ein Ueberrest des gewaltigen Reiches der Khmers, das seit mehr als fünfhundert Jahren völlig im Schweigen der Bäume und des Moores erloschen ist. . . .

Durch das Dunkel hindurch gelangen wir an „das Siegestor“, das uns zuerst der Eingang einer Grotte zu sein scheint. Ungeheure Figuren Brahmas, von umschlingenden Wurzeln verdeckt, überragen es, und an jeder Seite stehen unter dem Laubwerk, wie in Nischen, dreiköpfige, unförmige Elefanten.

Schreiten wir durch das Tor, das mit finstern dreinschauenden Gesichtern geschmückt ist, so gelangen wir an den Ort, wo einst die gewaltige große Stadt stand. Es muß einem erst gesagt werden, denn auch innerhalb der Mauern breitet der schattige, dichte Wald seine hundertjährigen Zweige ebenso hoch aus. Wir verlassen unsern Wagen und verfolgen zu Fuß die kaum sichtbaren Pfade, die von wilden Tieren als Fahrte gebahnt wurden. Mein Führer, ein Dolmetscher aus Kambodscha, kennt den Weg zu den Ruinen genau. Lautlos verhalten unsere Schritte im Gras, wir hören nur das leise Dahingleiten der Schlangen und die fliehenden Affen.

Überall stößt man auf unkenntliche, architektonische Trümmer, die sich zwischen Farren, Sagopalmen, Orchideen und jene ganze Flora drängen, die sich in diesem ewigen Halbschatten, unter den großen Baumgewölben, ausbreitet. Zahllose buddhistische Götzenbilder, kleine, mittelgroße und riesenhafte Götter sitzen auf Thronen und lächeln ins Leere; sie sind in sehr hartem Stein gemeißelt und stehen weiter an ihrem Platze, auch nach dem Einsturz der Tempel, die aus geschnittenem Holz gewesen sein mögen. Fast immer wurde ihnen von frommen Pilgern ein Strohdach errichtet, um sie gegen Gewitterregen zu schützen; man hat ihnen sogar Weihrauchstöcke abgebrannt und ihnen Blumen gebracht, doch keiner der Bongen wagte sich in ihrer Nähe eine Wohnstätte aufzuschlagen; denn das schreckliche Waldfieber gestaltete ihnen nicht, unter dem dichten grünen Laubdach zu schlafen, und selbst in jenen Zeiten der großen Pilgerfahrten mußten die Götter die Nächte einsam, ohne ihre Priester, verbringen.

An dieser Stätte standen einst Paläste, in denen außerordentlich prunkliebende Könige lebten — man weiß nichts mehr von ihnen, sie sind in das Reich der Vergessenheit versunken, ohne ihren Namen in einen Stein oder in das Gedächtnis der Menschen geprägt zu haben. Die hohen Felsen, die jetzt mit dem Wald eins sind und von tausend Wurzelarmen umklammert werden, sind von Menschenhänden geschaffen worden.

Pflanzen können hartnäckig in ihrer Zerstörung sein. Der Fürst des Todes, den die Brahmanen Shiva nennen und der für jedes Tier einen besonderen Feind erzeugt hat, der es verschlingt, scheint bei dem Entstehen aller Wesen vorausgesehen haben, daß die Menschen versuchen würden, durch ihre Schöpfungen zu überleben. Um nun ihre Werke zu vernichten, hat er neben anderen zerstörend wirkenden Kräften Mauerpflanzen und besonders jenen „Ruinenfeigenbaum“ geschaffen, dem nichts widerstehen kann.

Heute ist der „Ruinenfeigenbaum“ der Herr auf den Ruinen Angkors. Wie im Triumph breitet er überall seine fahlen, glatten Zweige aus, die bunt getüpfelt wie eine Schlangenhaut sind und breite Blätter tragen, und sie zerreiben nach und nach die Paläste und Tempel völlig. Einst war dieser gewaltige Baum nur ein winziges Samenfröhen, das der Wind auf den Fries oder die Spitze eines Turmes geweht hatte. Aber sobald es keimen konnte, zwängten sich seine faserigen Wurzeln durch die Steine hindurch, immer und immer weiter schlängelten sie sich hinab und von einem sicheren Instinkt wurden sie bis zum Erdboden getrieben. Als sie diesen erreicht hatten, schwoilen sie schnell durch seinen nährenden Saft zu einem gewaltigen Umfange an, sie trennten die Steine und brachten sie aus dem Gleichgewicht, öffneten so die dicken Mauern von oben bis unten, und nun war das ganze Bauwerk unrettbar verloren.

Immer weiter gehen wir durch den düsternen, beklemmenden Wald. Feindlich, mörderisch empfindet man ihn, der auf Fieber und Tod sinnt; man möchte ihm entfliehen, aber er sperrt ein, er flößt Schreden ein. . . . Die wenigen Vögel, die noch jaugen, sind verstummt; was hat das plötzliche Dunkelwerden zu bedeuten? Die Abendstunde ist noch nicht gekommen, also muß es etwas anderes sein, das die Pfade in Nacht hält. . . . Ach ein Prasseln erklingt auf dem Blätterdach über uns, ein sintflutartiger Plahregen fällt herab! Wir hatten nicht bemerkt, wie der Himmel über den Bäumen sich plötzlich schwarz färbte. Jetzt rieselt Wasser herab und ergießt sich in Strömen über uns; schnell rücheln wir unter das schützende Strohdach eines großen, sinnenden Buddha.

Die Gastfreundschaft, die wir von dem Gotte annehmen müssen, währt lange, und wie unendlich traurig ist das Mysterium des Waldes, während der Tag zur Reize geht.

Als die Sintflut endlich aufhört, ist es Zeit, den Wald zu verlassen, wollen wir nicht von der Nacht überrascht werden. Aber wir sind fast in Vahon, einem Heiligtum des ältesten Angkor, das durch seine „Türme mit den vier Gesichtern“ berühmt ist. Durch den halbdunklen Hochwald kann man es schon bemerken. Es gleicht einem Felsenhaos. So wollen wir noch den kurzen Weg zurücklegen, der uns von dem Tempel trennt.

Aber um zu dem Heiligtum zu gelangen, muß man sich durch Dornen und nasse Schlingpflanzen mit Stochschlägen einen Weg bahnen. Von allen Seiten wird der Tempel von dem Walde eng umschlossen, die Bäume ersticken und zerstoßen ihn; die gewaltigen „Ruinenfeigenbäume“ tragen noch zu seiner völligen Zerstörung bei; bis in die höchsten Spitzen der Türme, die ihnen als Schemel dienen, haben sie sich eingeknistet. Die Türen sind von langen Wurzeln, deren tausend Fasern wie Franzen herabhängen, drapiert, und sie gleichen in der späten, dunklen Stunde unter dem regenschweren Himmel tiefen schwarzen Löchern, vor denen man zögernd stehen bleibt.

Vor der Pforte, die uns zunächst ist, sitzen Affen im Kreise umher, als ob sie Rat abhalten wollten. Sie haben hier wohl Schutz gesucht und bei unserm Anblick entschlüpfen sie, aber ohne Gille und ohne Geschrei es scheint, als ob dieser Ort Schweigen auferlegt. Restloshenes Wasserrauschen dringt an unser Ohr: nach dem Plahregen tropft es noch von den Wäutern und den Steinen.

Der Führer besteht auf unserer Umkehr. Er meint, daß wir keine Laterne an unseren Karren haben und noch vor der Stunde des Tigers zu Hause sein müssen.

Wie ich mich entferne, erhebe ich die Blicke noch zu den völlig mit Grün bekleideten Türmen, und in einem unbekanntem Angkegefühl erschauere ich plötzlich, als ich ein starres Lächeln sehe, das mich von dort oben trifft. . . . von einem anderen Mauerwinkel wieder ein anderes Lächeln. . . . und dann lächeln drei, fünf, zehn Gesichter, überall sind sie, und ich bin von allen Seiten überwacht. . . . „Die Türme mit vier Gesichtern.“ Ich hatte nicht an sie gedacht, obgleich man mir von ihnen gesprochen hatte! Diese in die Luft ragenden, aus Stein gebauenen Massen haben übermenschliche Dimensionen, daß man Zeit braucht, sie zu begreifen; unter ihren großen platten Nasen lächeln sie, und man möchte sagen, daß sie die Lider mit berechnetem weiblichem Ausdruck halb geschlossen haben, sie erinnern an hinterlistige alte Damen. Es sind Götterbilder, die in längst entschwundenen Zeiten von Menschen angebetet wurden, deren Gesichte man nicht mehr kennt; es sind Bilder, denen weder der langsam zerstörende Wald noch die schweren zerfessenden Regenfälle in den vielen Jahrhunderten den „Ausdruck“ ironischer Gutmütigkeit nehmen konnten, der noch beunruhigender wirkt, als der weitaufgerissene Mund der Ungeheuer Chinas. . . .

Unsere Ochsen traben auf dem Rückweg so gut einher, als errieteten sie, daß man vor Anbruch der Nacht aus diesem in warmes Wasser getauchten Wald herauskommen müsse, in dem es schon ohne Dämmerung fast plötzlich dunkel geworden ist. Und die Erinnerung an die großen alten Damen, die heimlich über den Ruinen hinter uns herlächeln, verfolgt mich beständig, während der schnellen holprigen Fahrt durch die Büsche. . . .

## Kleines feuilleton.

### Die Entdeckung des Pockenerregers.

Dem Stabsarzt an der Kaiser-Wilhelm-Akademie in Berlin, Dr. Walter Fornet, ist es gelungen, den Pockenerreger zum

ersten Male in Reinkultur darzustellen. Durch ein besonderes Verfahren wurden die in der Lymphe enthaltenen Nebenbakterien abgetötet, ohne daß der Bodenerreger dadurch geschädigt wurde. Wemgleich die medizinische Wissenschaft schon bisher die Boden wirksam bekämpfen konnte, ohne dessen Erreger in Reinkultur zu kennen, so hat doch die von Stabsarzt Dr. Fornet angebahnte Methode der Gewinnung reinen Bodengiftes nicht nur wissenschaftliche Bedeutung, sondern sie ist auch mit einer großen Reihe praktischer Vorteile für die Lymphegewinnung und Lympheverwertung verbunden. Dr. Walter Fornet hat auf dem Internationalen Medizinischen Kongress in London über seine bedeutsame Entdeckung einen durch Lichtbilder erläuterten Vortrag gehalten, über den von dort jedoch nur kurz berichtet wurde. Von unterrichteter Seite wird uns hierzu noch folgendes geschrieben:

Bisher war es nicht gelungen, den Bodenerreger allein und voll virulent zu erhalten. Weder mit Glycerin noch mit Chloroform oder Antiformin war der Erreger der echten Pocken in Reinkultur zu gewinnen; diese Stoffe wirkten nicht nur auf die Begleitbakterien, sondern schädigten auf die Dauer auch den Bodenerreger. Erst durch die von Dr. Fornet angewandte Behandlung mit Aether wurde eine Schädligung des Bodenreggers vermieden, so daß dieser sich in der Lymphe ungehindert fortpflanzen konnte. Dieser künstliche Nährboden ist aber noch nicht der ideale; der Bodenerreger wächst darin immer noch schlechter als beim Kalb, und es kann noch nicht die Rede davon sein, die „Impfanstalt“, in der bisher der Impfstoff gewonnen wurde, auszuschließen und ganz zur künstlichen Gewinnung des Bodengiftes überzugehen. Vor allem bedarf es noch jahrelanger Erfahrungen, um festzustellen, ob ein genügender Impfschutz auch bei geringer lokaler Reaktion erzielt werden kann. Aber schon heute kann gesagt werden, daß die bei der bisherigen Art des Impfens hier und da beobachteten Nebenerscheinungen bei der Anwendung nach dem neuen Verfahren Fornet ausgeschlossen sind. Diese Tatsache darf als die wichtigste praktische Folge der neuen Methode bezeichnet werden.

Ein anderer praktischer Vorzug des nach der Methode Fornet gewonnenen Impfstoffes ist seine unbegrenzte Haltbarkeit. Glycerin tötet bei etwas höherer Temperatur nicht nur die Begleitbakterien, sondern auch den Bodenerreger. Es ist daher bis jetzt nicht gelungen, die mit Glycerin versetzte Lymphe in die Tropen zu transportieren. Dadurch, daß das Desinfektionsmittel, der Aether, vollkommen entfernt werden kann, ist es möglich, daß sich die Reinkulturen der Bodenerreger auch bei hohen Temperaturen monatelang halten.

Ein weiterer materieller Vorteil ist darin zu erblicken, daß man den Impfstoff von vornherein in beliebig großen Mengen herstellen und ihn für den Ausbruch eines Krieges oder einer Epidemie vorrätig halten kann. Ein weiterer, ebenso in theoretischer wie in praktischer Hinsicht bedeutungsvoller Vorteil liegt darin, daß hier zum ersten Male eine Krankheit in ihrem Erreger erkannt worden ist, die bisher vollkommen unangreifbar war. Was für die Pocken bisher galt, gilt jetzt auch für den Scharlach, die Masern, die Maul- und Klauenseuche, die epidemische Kinderlähmung, die ägyptische Augenkrankheit — sie alle hat man bisher nicht angreifen können, weil man ihre Erreger nicht kennt, wenigstens nicht in Reinkultur. Nach dem Erfolg, den Dr. Fornet in der Herstellung des Bodenreggers errungen hat, darf es als nicht ausgeschlossen gelten, daß man auch diese gefährlichen Krankheiten nunmehr auf experimentellem Wege bearbeiten kann.

Der Bodenerreger ist ein Protozoön, das sich in 2000facher Vergrößerung im Mikroskop als ein charakteristisches Gebilde von etwa 0,2—0,5 Tausendstel Millimeter Durchmesser darstellt. Nur infolge dieser Winzigkeit war es den Bodenreggern möglich, alle Bakterienfilter zu passieren und sich so dem Blick des Forschers zu entziehen.

### Erdfunde.

Die Reise um den magnetischen Südpol. Der Geologe der australischen Südpolexpedition, Professor David, hat der Londoner Wochenschrift „Nature“ einen Bericht des Magnetikers Webb über eine sehr schöne Schlittenreise in der Umgebung des magnetischen Südpols eingeschickt. Dies Unternehmen hat sich von dem Stützpunkt der Expedition an der Commonwealth Bay in Adelieland fast 5 Kilometer weit südostrwärts nach dem magnetischen Pol hin erstreckt. Dabei ist eine außerordentlich große Zahl der wichtigsten magnetischen Beobachtungen, sowohl der Declination wie der Inklination, gewonnen worden. Dadurch wird es im Verein mit den von dem Führer Dr. Mawson selbst angestellten Beobachtungen möglich sein, die Lage des magnetischen Südpols der Erde mit weit größerer Genauigkeit zu bestimmen, als bisher.

Die Beobachtungen wurden bereits auf der Macquarieinsel begonnen, wo sich schon eine Neigung der Magnetnadel von fast 78 Grad ergab. Im Lager an der Küste des Adelielands wurden dann zwei magnetische Hütten errichtet. In der größeren wurden die selbstschreibenden Apparate aufgestellt, wozu eine besondere Sorgfalt notwendig war. Die Hütte mußte so gebaut sein, daß sie gegen Wind und sogar gegen Temperaturveränderungen geschützt war. Was das im Südpolar Klima bedeuten will, läßt sich nach den Schilderungen der verschiedenen Expeditionen ungefähr ermessen. Trotzdem

gelang es, die Instrumente fast völlig vor den Einflüssen der Temperatur zu sichern, und sie fingen am 21. März 1912 an zu arbeiten und sind bis zum 8. Februar 1913 fast ununterbrochen im Betriebe geblieben.

Zwischen März und Oktober wurden viele Polarlichter von erstaunlich mannigfaltiger Art beobachtet. Bald bestanden sie nur in einem matten, nebelhaften Glühen in der Nähe des Horizonts, bald gestalteten sie sich zu einer prächtvollen Entfaltung von Bogen, Streifen und Draperien in den herrlichsten Farben von grün, rot und heliotrop. Es zeigte sich eine auffallende Übereinstimmung im Auftreten dieser Südlüchter und der magnetischen Stürme. Auch der Grad beider Erscheinungen war vollkommen entsprechend, denn die Störungen der Magnetnadel waren um so heftiger, je großartiger das Polarlicht sich entwickelte, und sogar die Schwankungen der farbigen Lichtbänder am Himmel hatten ihr Gegenbild in denen der Magnetnadel. Es hatte übrigens den Anschein, als ob das Auftreten des Polarlichts an bestimmte Zeitabstände gebunden wäre.

In der kleineren Hütte wurden einmal wöchentlich absolute Bestimmungen der erdmagnetischen Elemente vorgenommen. Der mittlere Wert der Inklination ergab sich hier zu 87 Grad 21 1/2 Minuten. Der Magnetnadel fehlten also nur noch etwa 2 1/2 Grad zu seiner völlig senkrechten Einstellung, wie sie am magnetischen Pol stattfinden muß. Der Dienst des Magnetikers war recht mühsam: die Beobachtungen mußten in der tiefsten Dunkelheit ausgeführt werden, da die Stunden um Mitternacht die verhältnismäßig größte erdmagnetische Ruhe aufwiesen. Außerdem herrschten oft Windstärken von 130 bis 150 Kilometern in der Stunde, von der fürchtbaren Kälte gar nicht zu sprechen. Während des Winters wurde noch eine Station in einer Eishöhle eingerichtet, die in einem Gletscher geschaffen wurde, um die Beobachtungen an der Hüttenstation nachzuprüfen. An beiden Plätzen aber stimmten die Ergebnisse fast völlig überein. Im September wurde eine weitere magnetische Station 19 Kilometer weiter südlich angelegt.

Eine größere Reise konnte aber wegen der unablässig rasenden Stürme erst gegen Mitte November angetreten werden. Hierbei sind so oft wie möglich die sorgsamsten magnetischen Messungen ausgeführt worden. An den einzelnen Plätzen zeigten sich beträchtliche örtliche Störungen, obgleich nach Möglichkeit der magnetische Meridian verfolgt wurde. Siebenmal wurden auf dieser Reise in Abständen von 50 bis 80 Kilometer volle magnetische Stationen eingerichtet, an denen über zwanzig Magnetnadeln in Tätigkeit gesetzt, auch astronomische Beobachtungen unternommen wurden. Bei klarem Wetter wurde eine Sonnenuhr oder ein „Schattenkompaß“ benutzt. Die Reise war übrigens sehr beschwerlich durch die Unbequemlichkeit des Eises und wegen der gerade von vorn kommenden Stürme, doch konnten mit den leichteren Schlitten 20—25 Kilometer am Tage zurückgelegt werden. Selbstverständlich wurden auch vollständige meteorologische Beobachtungen angestellt, und zwar alle zwei Stunden. Die einzigen lebenden Wesen, die gesehen wurden, waren zwei Eissturmvögel und eine Mowe.

### Kulturgegeschichtliches.

Gegen die „schamlose Frauenmode“. Die „schamlose Frauenmode“ hat jetzt in Amerika nicht bloß die Geistlichkeit der Katholiken, der Presbyterianer und der Quäker, sondern auch viele Regierungen der Vereinigten Staaten zu Gegnern, und es werden fast jeden Monat irgendwo in den Staaten draconische Gesetze gegen die mehr oder minder schönen Frauen, die sich so kleiden, daß man glauben könnte, sie wollten sich eigentlich entkleiden, erlassen. Und die Gesetze werden auch wirklich angewandt, wenn auch die Schönen, die mit hohen Geld- und nicht selten sogar mit Haftstrafen belegt werden, noch so sehr dagegen wettern und wüten. Wir brauchen uns aber nicht sonderlich über Amerika aufzuregen, denn es gab eine Zeit, wo auch im alten Europa die weltlichen und geistlichen Behörden die Verbreitung unanständiger und lieberlicher Moden zu verhüten und zu verhindern suchten. Die in Venedig erscheinende „Difesa“ hat einen vom 4. Juli 1798 datierten venezianischen Polizeierlaß, in welchem gegen die unmoralische Kleidung der Frauen ganz energisch vorgegangen wird, aus dem Staub der Archive hervorgeholt. Die Polizeivorschriften betreffen vor allem die Kleidung, die die Frauen während des Gottesdienstes in der Kirche tragen oder vielmehr nicht tragen sollten. Es wird ausdrücklich erklärt, daß „die Frauen, von welchem Stande sie auch sein mögen, wenn sie sich in der Kirche aufhalten wollen, kein Gewand tragen dürfen, das durch einen schon hinlänglich bekannten verführerischen Schnitt oder durch eine auffallende und unfeuchte Farbe oder durch Ausschnitte, die den nackten Körper sehen lassen, eine verabscheuungswürdige Unehrebarkeit im Hause Gottes darstellt; sie sollen vielmehr in durchaus anständiger Kleidung erscheinen und vor allem mit sittsam bedeckter Brust und verhülltem Antlitz“. Der Polizeibefehl droht zuletzt den Damen, die sich unfähig und ungehorsam zeigen würden, strenge Strafen an. . . . Wenn derartige Gesetze noch heute gälten, meint die „Difesa“, könnten die Kirchen ruhig ihre Porten schließen. . . .